

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Rüdiger Safranski

Schiller

oder

Die Erfindung des Deutschen Idealismus

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhaltsübersicht

Prolog

II

Erstes Kapitel

Herkommen. Der sagenhafte Vetter. Abenteuer des Vaters. Die Idylle von Lorch.

Der Stock. Den Vater achten und überbieten. Der Mutter Leid. Rokoko in Ludwigsburg. Lebensgaloppade des Herzogs. »Bist du närrisch geworden, Fritz?«

16

Zweites Kapitel

Väterliche und mütterliche Frömmigkeit. Der kleine Prediger. Karlsschule. Der Herzog erzieht. Der Knabe und die Macht. Scharffenstein: der ideale und der wirkliche Freund. Klopstock. Schillers erste Gedichte: Lesefrüchte. Den Träumen der Jugend treu.

30

Drittes Kapitel

Das Jahr 1776. Veränderungen des Ortes und der Zeit. Der Geist des Sturm und Drang. Herder und die Folgen. Eine Jahresfeier an der Karlsschule.

Die große Ermunterung: Abels Rede über das Genie. Shakespeare lesen.

44

Viertes Kapitel

Popularphilosophie. Die anthropologische Wende. Die Karriere des Empirismus. Im »Audienzsaal des Geistes« das Leben zur Sprache bringen: Shaftesbury, Rousseau, Herder. Schiller zwischen den Fronten. Schiller lernt bei Ferguson und Garve: »Das Haupt ist nicht geöffnet worden.«

61

Fünftes Kapitel

Entscheidung für die Medizin. Über den Grenzverkehr zwischen Körper und Seele. Schillers Dissertationen. Das kosmische Mandat der Liebe. Die »große Kette der Wesen«. Rätselhafter Übergang von Materie in Geist. Neurophysiologische Irrgänge. Wie frei ist das Gehirn? Der Lichtstrahl der Aufmerksamkeit. Trübe Stimmungen. Affäre Grammont. Streicher sieht Schiller.

78

Sechstes Kapitel

Schillers Rückblick auf die »Räuber«-Zeit. Schubart der Märtyrer. Empörung und Erfahrungsarmut. Räuberwelten und »Die Räuber«: Experimentalanordnung für philosophische Ideen und extreme Charaktere. Ideen-Theater und Affekterregungskunst. Auch die Schönheit muß sterben. Glückliche Augenblicke unter dem Theaterhimmel.

100

Siebtens Kapitel

Als Militärarzt in Stuttgart. Verzweifelte Kraftmeierei. Die poetische und die wirkliche Laura. Schwäbische Literaturfehde. Aufführung der »Räuber«. Stuttgarter Misere. Flucht nach Mannheim.

121

Achtes Kapitel

Mannheim. Das neue Leben. Ermutigung zum Mut. Mißlungene Lesung des »Fiesko«. Enthusiasmus und Kälte. Entstehung des Stückes. Maskenspiele der Verschwörung. Offenes Ende. Unvorhersehbarkeit der Freiheit. Flucht aus Mannheim. Verzweiflung in Frankfurt. Oggersheim. Streicher spielt Klavier. Auf dem Weg nach Bauerbach.

142

Neuntes Kapitel

Freundschaft mit Reinwald. Vexierbriefe. Werben um Charlotte von Wolzogen. Rückruf nach Mannheim. »Kabale und Liebe«. Die Liebesphilosophie auf dem Prüfstand. Die soziale Maschine des Bösen.

162

Zehntes Kapitel

Zurück nach Mannheim. Kabale am Theater. Politische Verdächtigung. Die Kündigung. Der gekündigte Theaterautor kämpft für die Gerichtsbarkeit der Bühne. Der »unglückliche Hang zum Vergrößern«. Schuldenmisere. Der Brief aus Leipzig. Vorgefühl der großen Freundschaft. Charlotte von Kalb.

183

Elftes Kapitel

Nach Leipzig. Körner. Huber. »Rheinische Thalia«. Enthusiasmus der Freundschaft. »Seid umschlungen ...«. Der philosophische Briefroman. Noch einmal die Philosophie der Liebe. Kälteschock des Materialismus. Der Enthusiasmus lernt Realismus. Sich neu gebären.

208

Zwölftes Kapitel

Entstehung des »Don Karlos«. Handlungshemmung und Menschheitspathos. Die Karriere des Marquis Posa. Zögern vor dem großen Auftritt. Wechsel zum Roman »Der Geisterseher«. Von der Verschwörung von Links zur Verschwörung von Rechts. Verschwörer, Geheimbünde und Charismatiker. Der Marquis Posa und die Dialektik der Aufklärung.

229

Dreizehntes Kapitel

Angebot aus Hamburg. Liebeskomödie. Abschied von den Freunden. Weimar: die berühmte Schneckenhauswelt. Die Weimarer Götter. Wieland, Herder und die anderen. Zum ersten Mal Kant. »Der Abfall der Niederlande«. Warum Geschichte?

258

Vierzehntes Kapitel

Die Anfechtungen eines Künstlers. Risiken der Einbildungskraft. Selbstermunterung. Der Traum der Antike. »Die Götter Griechenlandes«. Das wiedergewonnene Selbstbewußtsein: »Die Künstler«. Der verliebte Sommer in Rudolstadt. Die Schwestern Charlotte und Karoline. Vorspiel mit Goethe.

280

Fünfzehntes Kapitel

Jena. Die Stadt und ihr Geist. Burschenherrlichkeiten. Der große Auftritt: die Antrittsvorlesung. Optimistische Geschichtsphilosophie und ihr Widerruf im »Geisterseher«. Teleologie als ob. Versiegelte Botschaften. »Die Sendung Moses«. Die Erfindung des Monotheismus. Das Nichts hinter dem »Verschleierten Bild zu Sais«. Nach der Entzauberung: die ästhetische Religion.

306

Sechzehntes Kapitel

Revolution als gegenwärtiger Mythos. Schillers Vorsicht. »Ob die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet?« In der Haselnußschale auf dem Menschenozean. Völkerfrühling und Liebesfrühling. Verlobung. Heirat. Überfluß von Ideen. Die eifersüchtige Charlotte von Kalb. Wie aktuell ist der »Dreißigjährige Krieg«? Schiller: der deutsche Plutarch. Hochgefühle. Zusammenbruch. Todesnähe. Auferstehung.

327

Siebzehntes Kapitel

Leben mit der Krankheit. Entscheidung für Kunst und Kant. Die »Revolution der Denkungsart«. Über Kant hinaus. »Kallias«-Briefe. »Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung«. Das ästhetische Fest der Freiheit. Die Schrecken der Revolution. Mainzer Republik. Forster. Hubers Verwicklungen. Das Ethos des Dichters. »Anmut und Würde«. Kant korrigieren. Die schöne Seele. Goethes Ärger über »gewisse Stellen«.

346

Achtzehntes Kapitel

Das Erhabene und die Krankheit. Die Reise nach Schwaben. Der erste Besuch Hölderlins. Der alte Herodes stirbt. Danneckers Büste. Pläne mit Cotta. Rückkehr nach Jena. Fichtes Revolution. Die neue Lust, ein Ich zu sein. Schicksale des Ichs. Jenaer Romantik. Goethe und Schiller nähern sich einander.

373

Neunzehntes Kapitel

Goethe und Schiller: »Glückliches Ereignis«. Schmelzende und energische Schönheit. »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«. Was auf dem Spiel steht. Goethe und Schiller, naiv und sentimentalisch. Der Kentaur.

402

Zwanzigstes Kapitel

»Horen«-Auftritt. Ärger mit den Schlegels. Romantische Opposition. Revierkämpfe mit Fichte. Hölderlins Liebe und Schmerz. Leitmedium Literatur. Die streitlustigen Dioskuren. Die »Xenien«. Ans Werk.

422

Einundzwanzigstes Kapitel

Angst vor Wallenstein. Aufschub. Mitwirken an Goethes »Wilhelm Meister«. Warum es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe. Lob der Undeutlichkeit. Warum nur die Philosophie das Philosophieren unschädlich machen kann. Wallenstein und der dreifache Wille zur Macht. Machtmensch und Möglichkeitsmensch. Rituale der Freundschaft: Goethe, Humboldt. Abschied von Jena.

444

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Rückkehr nach Weimar. Theaterleben. Männerphantasien über schöne Seelen: Maria Stuart oder die schuldige Unschuld. Schillers Glaube. Johanna von Orleans Magie und der große Magnetiseur Napoleon. Volkstümliches, Romantisches. Der Sturz aus der Begeisterung. Die Braut von Messina oder das antike Schicksal. Ans Publikum denken.

471

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Tell-Stoff. Wie Goethe ihn an Schiller abtritt. Schillers Kulturpatriotismus. »Deutsche Größe«. Lob der Langsamkeit. »Wilhelm Tell«, das Festspiel der Freiheit. Aus der bedrohten Idylle in die Geschichte und wieder zurück. Konservative Revolution. Tyrannenmord. Brutus oder der heilige Drachentöter. Volkstümlichkeit. Kotzebue oder die vorweggenommene Satire auf die Schillerfeiern.

490

Vierundzwanzigstes Kapitel

*Schillers Adel. Fernweh. Wenn die Freiheit Segel setzt. Die raumgreifende
Madame de Staël. Reise nach Berlin. Aus aufgegebenen Werken.
Weltumrundung. Demetrius. Die Macht aus dem Nichts.
Das Hochstaplermotiv. Schillers Felix Krull.
Das Betriebsgeheimnis der Kunst. Das Ende.*

508

Zeittafel

529

Literatur

540

Nachweis der Zitate

548

Register der Werke Schillers

553

Personenregister

555

Prolog

Nach Schillers Tod am 9. Mai 1805 wurde die Leiche obduziert. Man fand die Lunge »brandig, breiartig und ganz desorganisiert«, das Herz »ohne Muskelsubstanz«, die Gallenblase und die Milz unnatürlich vergrößert, die Nieren »in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen«. Doktor Huschke, der Leibmedicus des Weimarer Herzogs, fügte dem Obduktionsbefund den lapidaren Satz hinzu: »Bei diesen Umständen muß man sich wundern, wie der arme Mann so lange hat leben können«. Hatte nicht Schiller selbst davon gesprochen, daß es der Geist sei, der sich seinen Körper baut? Ihm war das offenbar gelungen. Sein schöpferischer Enthusiasmus hielt ihn am Leben über das Verfallsdatum des Körpers hinaus. Heinrich Voß, Schillers Sterbebegleiter, notierte: »Nur bei seinem unendlichen Geiste wird es erklärbar, wie er so lange leben konnte«.

Aus dem Obduktionsbefund läßt sich die erste Definition von Schillers Idealismus ablesen: Idealismus ist, wenn man mit der Kraft der Begeisterung länger lebt, als es der Körper erlaubt. Es ist der Triumph eines erleuchteten, eines hellen Willens.

Bei Schiller war der Wille das Organ der Freiheit. Die Frage, ob es einen freien Willen geben könne, beantwortete er eindeutig: Wie sollte er nicht frei sein dieser Wille, da jeder Augenblick einen Horizont von ergreifbaren Möglichkeiten eröffnet. Man hat zwar stets begrenzte aber unerschöpfliche Möglichkeiten vor sich. Insofern ist Freiheit offene Zeit.

Doch es geht nicht nur um die Wahl zwischen Möglichkeiten, noch entscheidender ist der schöpferische Aspekt der Freiheit. Man kann auf Dinge, Menschen und auf sich selbst einwirken nach Maßgabe von Ideen, Absichten, Konzepten. Die schöpferische Freiheit bringt etwas in die Welt, das es ohne sie nicht geben würde, sie ist immer auch eine *creatio ex nihilo*. Sie ist auch die Kraft der Vernichtung, ebenso kann sie den üblen Wirkungen widerstehen, zum Beispiel den Schmerzattacken des Körpers. Schiller hatte ein kombattantes Verhältnis zur Natur, auch der eigenen. Der Körper ist dein Attentäter! Darum erklärte Schiller, daß wir unsern *physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes* (V, 502) zu betrachten hätten.

Damit konnte sich sein großer Antipode und Freund Goethe nicht anfreunden. Er nannte das Schillers »Evangelium der Freiheit« und meinte, er seinerseits »wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen«.

Das wiederum erschien Schiller abwegig. Ihm war die Natur mächtig genug, sie braucht keinen Beistand; beistehen sollte man den bedrohten Rechten des Geistes und die Macht der Freiheit sichern. Das Abenteuer der Freiheit war Schillers Leidenschaft, und deshalb wurde er zu einem Sartre des späten 18. Jahrhunderts. Schillers Idealismus besteht in der Überzeugung, daß es möglich ist, die Dinge zu beherrschen statt sich von ihnen beherrschen zu lassen. Wie Sartre erklärt er: es kommt darauf an, etwas aus dem zu machen, wozu man gemacht wurde.

Die ihn näher kannten, berichten übereinstimmend, daß Schiller fast immer angespannt, tätig, konzentriert gewesen sei, neugierig und hellwach bis zum Mißtrauen. »Das Wirkliche«, erzählt seine Frau Charlotte, »machte einen ängstlichen Eindruck auf ihn«. Anders als Goethe besaß Schiller kein ruhiges und gelassenes Weltvertrauen. Er fühlte sich von keiner gnädigen Natur getragen. Alles muß man selbst machen! So wurde er zu einem Athleten des Willens, im Leben und im Werk.

Am Anfang die Misere? So schlecht aber geht es ihm nicht. Eine liebevolle Mutter, ein zumeist abwesender Vater. Kleinbürgerliche, nicht elende Verhältnisse. Die Welt der Kindheit ist fast idyllisch. Dann aber gerät er an der Karlsschule in die Gewalt eines oft tyrannischen Herzogs. Den wirklichen Vater liebt er, den Landesherrn aber, der wie ein Vater ihn bis in den Schlafsaal verfolgt, fürchtet er – bis er gegen ihn rebelliert. Ein häufig krankes Kind, zu schnell gewachsen, pickelig, steif, unbeholfen. Seinen Körper bewohnt er nicht. In der Schuluniform sieht er aus wie eine Vogelscheuche. Das Äußere, in dem er steckt, mag er nicht. Es regt sich etwas in ihm und stößt überall an. Er fühlt sich ins Dasein geworfen, er antwortet mit Entwürfen, immer hat er irgendwelche Projekte, nur so läßt sich das Leben ertragen. Oft ist er gehemmt, seine Bewegungen stocken, dann plötzlich löst er sich und redet, schnell, unabsehbar, überfließend. Wer ihm zuhört, weiß bald nicht mehr, wo ihm der Kopf steht.

Schillers Enthusiasmus erwächst aus dem Lebenskel, den es immer wieder zu überwinden gilt und dem er in seinen »Räubern« kraftvollen

Ausdruck geben wird. In diesem genialischen Stück, das wie ein Naturereignis in die deutsche Theaterlandschaft einbricht, verfolgt Schiller die Spur zum Ursprung des Bösen: er entdeckt den Skandal der Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit einer Natur, die den einen bevorzugt, den anderen benachteiligt. Man ist in schlimme Zufälle verwickelt, es gibt gute Gründe, dem Leben zu mißtrauen. So könnte ein giftiges Ressentiment entstehen. Dem schöpferischen Leben zuliebe kämpft Schiller dagegen an. Sein Enthusiasmus für die Freiheit hat deshalb auch die Bedeutung einer selbstverordneten Entgiftungskur. Schiller wird sie besonders nötig haben in der Begegnung mit Goethe. Die Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft mit Goethe – ein Glücksfall und Glanzpunkt der deutschen Kulturgeschichte – war nur möglich, weil Schiller sich zu der Einsicht durchrang, *daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe* (an Goethe, 2. Juli 1796).

Schiller hat ohne Scheu vor dem Kurzschluß zwischen Person und Menschheit die Liebe zur Weltmacht erklärt. Als junger Mann entwickelte er eine Philosophie der Liebe, die das altehrwürdige kosmophile Thema von der ›Großen Kette der Wesen‹ fortschreibt. Schiller war ein Meister der Autosuggestion, er konnte sich selbst steigern und hineinsteigern in dieses: *Seid umschlungen, Millionen ...* (I, 133). Doch konnte er sich auch wieder herunterkühlen bis zur nihilistischen Schreckenstarre. Er kannte den Abgrund von Sinnlosigkeit, weshalb in seinen Visionen der Menschheitsverbrüderung immer auch ein protestantisches ›Trotz alledem‹ zu spüren ist. Es gibt die Schillersche Wette: das wollen wir doch einmal sehen, wer wen über den Tisch zieht, der Geist den Körper oder der Körper den Geist!

Schiller wird beweisen wollen, daß es nicht nur ein Schicksal gibt, das man erleidet, sondern auch eines, das man selbst ist. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die eigene Schicksalsmächtigkeit anziehend und ansteckend wirkt. Daher seine Begabung für die Freundschaft, daher sein Charisma. Sogar Goethe ließ sich von Schillers Enthusiasmus mitreißen. Schließlich hat Schiller eine ganze Epoche in Schwung gebracht. Diese Beschwingtheit und was daraus wurde, besonders auf dem Felde der Philosophie, hat man später »Deutscher Idealismus« genannt, und Beethoven hat sie in Töne gesetzt: *Freude, schöner Götterfunken ...* (I, 133).

Zu schildern ist, wie Schiller an sich selbst gearbeitet hat, ein Leben als Drama und Inszenierung. Als er berühmt war, wurde er zur öffent-

lichen Seele. Seine Krisen, Umwandlungen und Verwandlungen geschahen vor den Augen eines Publikums, das bewundernd und stauend diesem Lebenstheater zusah. Goethe hat später die Proteus-Natur seines Freundes geradezu verklärt: »Er war ein wunderlicher großer Mensch. Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendetere.«

Schillers Werke sind die Spielformen dieser Lebensarbeit. Er hielt sich an den von ihm formulierten Grundsatz: *der Mensch ist ... nur da ganz Mensch, wo er spielt* (V, 618). Das Spiel der Kunst ist die Epiphanie der Freiheit. Wie Nietzsche hätte auch Schiller sagen können: wir haben die Kunst, damit wir am Leben nicht zugrunde gehen.

Aus der Perspektive Schillers gewinnt der Idealismus wieder Glanz. Idealismus – daran ist nichts Veraltetes, wenn man ihn so versteht, wie ihn Schiller verstanden hat: der Freiheit eine Gasse; der Geist, der sich den Körper baut. So war Schiller auch ein großer Anreger der Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts. Er ist maßgeblich beteiligt an den epochalen philosophischen Ereignissen zwischen Kant und Hegel. Es wird davon zu erzählen sein, wie Schiller mitwirkte bei der Erfindung des Deutschen Idealismus; wie er zusammen mit Goethe zum Zentralgestirn des deutschen Geisteslebens werden konnte. Schiller – ein Kraftwerk der Anregungen auch für seine Gegner. Die Romantiker haben die Abgrenzung von ihm gebraucht, um sich selbst zu finden. Indem sie von ihm loskommen wollen, werden sie ihn nicht los.

So kommt es zur großen Oper des Geistes: in einem historischen Augenblick beispielloser schöpferischer Dichte stehen sie alle auf derselben Bühne, Goethe, Herder, Wieland, Moritz, Novalis, Hölderlin, Schelling, die Schlegels, Fichte, Hegel, Tieck – in ihrer Mitte Schiller, der Meister des Glasperlenspiels.

Schiller hat Epoche gemacht und deshalb gelangt man auf seiner Spur in die Biographie der Epoche von Klassik und Romantik. Im Hintergrund das politische Drama, das mit der Französischen Revolution beginnt.

Die Deutschen, sagte Heinrich Heine einmal, hätten nur im »Luftreich des Traumes« ihre Revolution gemacht.

Vielleicht war der Idealismus ein Traum. Und die wirkliche Revolution? Vielleicht war sie ein schlechter Traum. Schiller, als er mit fünf Jahren Verspätung 1798 das Diplom der französischen Ehrenbürgerschaft in die Hände bekam mit den Unterschriften von Danton und all den anderen, die schon längst enthauptet waren, verständigte sich mit

Goethe auf die Formel, man habe ihm ein Bürgerrecht zugesandt »aus dem Reiche der Toten« (3. März 1798).

Mit Schiller gelangt man in das andere Schattenreich der Vergangenheit: in das unvergeßliche goldene Zeitalter des deutschen Geistes. Es sind Wunderjahre, die einem helfen, den Sinn für die wirklich wichtigen, für die geistvollen Dinge des Lebens zu bewahren.

Erstes Kapitel

*Herkommen. Der sagenhafte Vetter. Abenteuer des Vaters.
Die Idylle von Lorch. Der Stock. Den Vater achten und überbieten.
Der Mutter Leid. Rokoko in Ludwigsburg.
Lebensgaloppade des Herzogs. »Bist du närrisch geworden, Fritz?«*

Fast wäre Friedrich Schiller, der Dichter des »Wallenstein«, in einem Militärlager geboren.

Das württembergische Heer, wo der Vater Johann Kaspar Schiller als Leutnant diente, war in Ludwigsburg zusammengezogen zur Vorbereitung auf die »Hessische Kampagne«, eine Militäraktion des Siebenjährigen Krieges. Die Truppen des württembergischen Herzogs kämpften damals auf der Seite Frankreichs und zum Ärger der protestantischen Schwaben gegen Preußen, die Schutzmacht des Protestantismus.

Die Mutter wohnte mit ihrer ersten Tochter im elterlichen Haus in Marbach, von wo aus sie ihren Mann im nahen Ludwigsburg häufig besuchen konnte. Sie hielt sich gerade bei ihm im Feldlager auf, als die ersten Wehen einsetzten. Man brachte sie eilends nach Marbach zurück, wo sie am 10. November 1759 ihr zweites Kind zur Welt brachte. Es wird getauft auf den Namen Johann Christoph Friedrich.

In der Familie des Vaters gab es einen Johann Friedrich, der als Vorbild galt, denn dieser »Vetter« war ein studierter und weltläufiger Mann, der auch Bücher schrieb und übersetzte, ein umtriebiger Projektmacher und Bonvivant, der laut Familiengerücht sogar »Regierungen« beriet. So soll er dem Herzog Karl Eugen empfohlen haben, alle überflüssigen Kirchenglocken zu Kanonen umschmelzen zu lassen. Er kannte sich in der Kameralistik und Pädagogik aus und schmiedete Pläne, wie der Wohlstand des Volkes gemehrt und überhaupt die Leiden der Menschheit abgeschafft werden könnten. Das Ansehen des »Vetters« in der Familie sank allerdings, als es ihm später mißlang, für sein eigenes Wohlergehen hinreichend zu sorgen. Nach seiner Rückkehr aus England, wo er bei den Rosenkreuzern Alchemie betrieben haben soll, gründete er in Mainz ein Verlagsgeschäft, das respektable Bücher über Moralphilosophie und Ökonomie herausbrachte. Doch das Publikum zeigte wenig Interesse, und so blieb der umtriebige Mann

auf seinen Verlagsartikeln sitzen. Er kam ins Schuldengefängnis, seine wenigen Besitztümer wurden versteigert. Er verdingte sich als Sprachmeister und verschwand in den achtziger Jahren aus dem Gesichtskreis der Familie. Friedrich Schiller aber blieb neugierig auf diesen »Vetter«, den er nur aus Erzählungen kannte. Im Juli 1783 wollte er ihn besuchen. Er tat es dann doch nicht. Vielleicht wollte er sich eine Enttäuschung ersparen.

Man hatte Friedrich einen Tag nach der Geburt eilig getauft, denn das Kind war so schwächlich, daß man fürchtete, es würde nicht überleben. Trotzdem wurde einiger Aufwand getrieben, es soll zugegangen sein wie bei einer Hochzeit. Die Liste der Taufpaten zeugt vom Ansehen der Familie. Neben jenem ominösen »Vetter« werden genannt: der Regimentskommandeur des Vaters, Oberst von der Gabelentz; die Bürgermeister von Marbach und vom Nachbarort Vaihingen und, zum allseitigen Erstaunen, der berühmte und berüchtigte Oberst Rieger. Dieser landesweit gefürchtete Mann war dem Vater offenbar sehr zusetzen.

Oberst Rieger war ein enger Berater des Herzogs, dem er sich unentbehrlich gemacht hatte, weil er es verstand, mit brutalen Rekrutierungsmethoden eine Armee von sechstausend Mann aus dem Boden zu stampfen. Rieger hatte unbegrenzte Vollmacht zur Zwangsaushebung erhalten, und unter seinem Kommando kam es während des Jahres 1757 zu drei groß angelegten Menschenjagden. Eingefangen wurden Bauern, kleine Handwerker und Tagelöhner. Die dabei angewandten Methoden hatte Rieger von den preußischen Werbeoffizieren gelernt. Man griff die Männer in den Wirtshäusern auf, bei Kirchweihen und sonstigen Tanzvergünstigungen, wenn sie schon betrunken waren, und sperrte sie so lange ohne Nahrung ein, bis sie »freiwillig« das Handgeld nahmen und sich anwerben ließen. Die so zum Dienst gepreßten Truppen erwiesen sich allerdings als wenig tauglich. Die erste Kriegstat von 1757, mit der das württembergische Heer Aufsehen erregte, war eine Massendesertion. Daraufhin wurde eine »Fahnenflüchtigenfangverordnung« erlassen, die von den Kanzeln herab verlesen werden mußte und jedem, der einen Deserteur denunzierte, eine Prämie von achtzehn Gulden versprach. Das Kopfgeld führte zu einem wahren Jagdfieber, das der Oberst Rieger geschickt in organisierte Bahnen lenkte. Wurde ein Verdächtiger benannt, riefen die Glocken zur Treibjagd, Wege wurden versperrt, Brücken besetzt und man stocherte in

Heuschobern nach den Fahnenflüchtigen. So erwarb sich Rieger den Ruf des Menschenschinders, Kopfgeldjägers und Sklavenhändlers. Zum Zeitpunkt von Schillers Geburt befand sich der Taufpate Rieger auf dem Höhepunkt seiner Macht. Drei Jahre später aber erfolgt sein Sturz. Schiller wird davon erzählen in »Spiel des Schicksals« – eine Reminiszenz an die württembergische Tyrannenwelt, der er inzwischen glücklich entronnen ist. Es ist eine Geschichte, die sich ein rebellischer Kopf des »Sturm und Drang« nicht besser hätte ausdenken können.

Der Sturz des Oberst Rieger wurde veranlaßt durch seine Neider bei Hofe. Am einflußreichsten war der Graf Montmartin, der Leiter des herzoglichen Kabinetts, der mit Hilfe gefälschter Briefe Rieger als angeblichen Verschwörer bloßstellte. Der Oberst wurde verhaftet, als er mit gewohntem Prunk, von Höflingen und Ordonnanzen umringt, eine Wachparade abnahm. Danach wurde er ohne Prozeß vier Jahre auf dem Hohentwiel eingekerkert. Nach der Freilassung ging er außer Landes und kehrte nach sechs Jahren wieder in die Heimat zurück. Der Herzog nahm ihn gnädig auf und machte ihn zum Kommandanten des Gefängnisses auf dem Hohenasperg. So bekam der ehemalige Häftling die Aufsicht über einen anderen berühmten Häftling, den Dichter und Publizisten Christian Friedrich Schubart, der auch ohne Prozeß eingekerkert worden war, weil er die herzogliche Willkürherrschaft angeprangert hatte. Rieger verschaffte 1781 seinem Patensohn Schiller, der Schubart bewunderte, eine Gelegenheit, den Häftling zu besuchen. Fortan sah Schiller den Oberst in milderem Licht. Als Rieger ein Jahr später an einem Schlaganfall starb, aus Erregung über die Gegenwehr eines Soldaten, den er mißhandelt hatte, verfaßt Schiller ein Gedicht für die Totenfeier: *Höher als das Lächeln deines Fürsten / (Ach! wornach so manche geizig dürsten!) / Höher war dir der, der ewig ist* (I, 114). An die Geschichte dieses Mannes wurde Schiller wieder erinnert beim Besuch von Schubarts Sohn im Dezember 1788 in Weimar. Danach schrieb er jene Erzählung über das »Spiel des Schicksals«.

Schillers Vater, von seinen Vorgesetzten geachtet, war darum doch kein untertäniger Charakter. Mit unbändiger Energie und praktischem Sinn hatte er sich emporgearbeitet. Da er das meiste sich selbst zu verdanken hatte, war er stolz auf seine Lebensleistung. Er blieb lernbegierig, war beweglich und doch prinzipienfest. Er hatte es nicht leicht, und doch erschien ihm die Welt wohlgeordnet und gerecht eingerichtet. Er glaubte an einen Gott, der für die Menschen sorgt, wenn sie den

Mut haben, für sich selbst zu sorgen. Der Herr im Himmel, die Fürsten in der Welt und die Väter im Haus – das war die natürliche Ordnung der Dinge, die ihm festgegründet schien, aber nicht starr, denn dem Tüchtigen war der individuelle Aufstieg möglich. Er selbst empfand sich als lebenden Beweis dafür.

Friedrich Schiller äußerte einmal die Überzeugung, daß sein Vater, der es bis zum Hauptmann und Aufseher aller Park- und Gartenanlagen Württembergs gebracht hatte, noch höher hätte steigen können. Der Vater selbst war mit dem Erreichten zufrieden, zumal er in den späteren Jahren auch noch stolz sein durfte auf den Ruhm seines Sohnes. Kurz vor seinem Tod verfaßte er eine Art Dankgebet, worin es heißt: »Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest.«

Der Vater Johann Kaspar, 1723 geboren, stammte aus einer im unteren Remstal ansässigen Familie von Bäckern und Weinbauern, bei der über Generationen hin das Schultheißenamt fast erblich geworden war.

Johann Kaspar war begabt und durfte am Lateinunterricht teilnehmen. Da aber der Vater früh gestorben war und acht unversorgte Kinder hinterließ, wurde der Knabe zur Feldarbeit geschickt. Dem suchte er zu entkommen. Bei einem Klosterbarbier erlernte er das Handwerk der Wundarzneikunst. »Sehr mittelmäßig mit Kleidern und Wäsche versehen« ging er danach auf Wanderschaft. Sein Sinn stand ihm nach Höherem, er übte sich im Fechten und lernte Französisch. In Nördlingen schloß er sich 1745 einem durchziehenden bayerischen Husarenregiment an. Eine Stelle als Feldscher (Sanitäter) war nicht frei. Doch stellte er sich so geschickt an, daß ihm bald kleinere chirurgische Eingriffe erlaubt wurden. Hautverletzungen durfte er kurieren, Zahnbehandlungen vornehmen und zur Ader lassen. Das Regiment zog nach Holland, wo es im Österreichischen Erbfolgekrieg auf habsburgischer Seite gegen französische Truppen eingesetzt wurde. Johann Kaspar stieg bald zum regulären Militärarzt auf und entwickelte besondere Fertigkeiten bei der Bekämpfung von Seuchen. Da die Soldaten mehr unter der Geschlechtskrankheit als unter den gegnerischen Soldaten zu leiden hatten, spezialisierte sich Johann Kaspar auf die sogenannten

›Galanteriekuren‹. Er verdiente gut und konnte sich vom Ersparten ein Pferd anschaffen. Er kam viel herum in Belgien, Nordfrankreich, Holland. Seinen Regimentskommandeur durfte er sogar auf einer Reise nach England begleiten. Es waren abenteuerliche Jahre. Er wurde verwundet, vom Feind als Spion gefangengenommen, entfloh, lebte in Verstecken und fand schließlich seine Truppe wieder. Er lernte die ›fortschrittliche‹ Welt kennen, die großen Städte, besuchte die neuen Manufakturen, die Steinkohlebergwerke, sah, wie man Land aus dem Wasser gewinnt und Marmor mit einer Maschine zersägt. Das eindringliche Bild des holländischen Gewerbefleißes, das später Friedrich Schiller in seiner Darstellung der »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung« zeichnet, dürfte auch von den Erzählungen des Vaters angeregt worden sein. Die Niederlande waren für den Vater das gelobte Land.

Mit einem kleinen angesparten Vermögen, mit Instrumenten zum Zähneziehen und Aderlaß, zum Haareschneiden und Rasieren, mit einem ungarischen Sattel und acht Büchern, erbaulichen und medizinischen, mit einigen gut verheilten Wunden und mit robusten Erfahrungen kehrte Johann Kaspar 1749 in die Heimat zurück, ließ sich als Wundarzt in Marbach nieder und heiratete die sechzehnjährige Gastwirtstochter Elisabeth Dorothea Kodweiß.

Die Braut entstammte einer angesehenen Marbacher Familie. Der Brautvater Georg Friedrich Kodweiß war Besitzer des Gasthauses »Zum goldenen Löwen« und Holzinspektor, der das herzogliche Floßbauwesen zu beaufsichtigen hatte. Was Johann Kaspar nicht wußte: der Schwiegervater hatte sich beim Holzhandel verspekuliert und stand vor dem Ruin. So geriet Johann Kaspar, der Aufsteiger, in eine Familie, die dabei war, sozial abzustürzen. Zunächst versuchte er noch, mit seinem ersparten Geld auszuhelfen, aber ohne Erfolg. Das Gasthaus kam unter den Hammer, der Löwenwirt wurde zum Bettler und erhielt als Gnadenbrot den Wächterposten beim Stadttor und als Wohnung das angrenzende kleine Häuschen.

Johann Kaspar wollte den Ruin der Familie nicht weiter mit ansehen, ihm war das Leben in Marbach verleidet, und er hatte Entschlußkraft genug, einen neuen Anfang zu wagen. Es zog ihn wieder zum Militär. Er meldete sich 1753 bei einem neu aufgestellten württembergischen Regiment, die Feldscherstelle war schon besetzt, so gab er sich mit der untergeordneten Stellung eines Schreibers beim Versorgungs-

stab zufrieden. Bald hatte er sich wieder emporgedient. Als die württembergischen Regimenter auf der Seite Österreichs gegen Preußen in den Krieg eintraten, wurde Johann Kaspar wieder Regimentsmedicus. Er nahm an den Gefechten in Böhmen teil, die für die württembergischen Kontingente wenig ruhmvoll verliefen, weil mehr als die Hälfte der Soldaten desertierten. Johann Kaspar blieb bei der Fahne und hielt, um die angeschlagene Moral der Truppe zu heben, Feldgottesdienste ab; der Militärpfarrer hatte ebenfalls das Weite gesucht. In Anerkennung seiner vielfachen Verwendbarkeit wurde er 1759, im Geburtsjahr Friedrichs, zum Leutnant und zwei Jahre später 1761 zum Hauptmann befördert.

Mit seinem Regiment zog er von einer Garnison in die andere, es war ein ruheloses Leben, die Frau mußte ihrem Mann zusammen mit den beiden kleinen Kindern folgen. 1763 wurde Vater Schiller als Werbeoffizier nach Schwäbisch Gmünd versetzt. Das Wanderleben hatte ein Ende, bei den Schillers konnte sich endlich ein häusliches Familienleben entwickeln. Johann Kaspar betrieb sein Geschäft des Anwerbens ehrlicher als sein ehemaliger Gönner, der Oberst Rieger, dafür aber auch weniger einträglich, und da der Sold für ihn und seine Gehilfen ausblieb, mußte er auf seine Ersparnisse zurückgreifen, um die ihm untergebenen Unteroffiziere bezahlen und seine Familie durchbringen zu können. Der billigeren Lebenshaltungskosten wegen zog man ins benachbarte Dorf Lorch. An diesen Ort wird sich Friedrich Schiller später wie an ein verlorenes Paradies der frühen Kindheit erinnern.

Es war ein langgestrecktes Dorf, anderthalb Stunden Fußweg von Schwäbisch Gmünd entfernt an der Rems gelegen. Der Fluß schlängelt sich durch Wiesen, am Rande der Auen erheben sich tannenbewachsene Hügel. Einst hatte hier eine wichtige Handelsroute vorbeigeführt, deshalb war es eine burgenbewehrte Gegend. Schiller kam ins Schwärmen, wenn er von dieser Landschaft seiner Kindheit erzählte. Seine Frau Charlotte berichtet in ihrer nach dem Tode Schillers verfaßten biographischen Skizze: »Es war ein Lieblingsgang des Knaben, auf einen Berg zu steigen, auf dessen Höhe eine Kapelle stand, und wohin die frommen eifrigen Christen die zwölf Stationen der Leidensgeschichte auch symbolisch neuevoll zurücklegten. Das Grab der Hohenstaufen bewahrte noch ein Kloster auf einer anderen Anhöhe, und unter diesen Bildern der Religion wie der ritterlichen Kraft empfing das